Zeitschrift: Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge

Herausgeber: Bioforum Schweiz

Band: 5 (1950)

Heft: 2

Artikel: Wie Berg und Wald erziehen

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-890917

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

kämpfen! Dabei schrieb z. B. Prof. Dr. Chr. *Gasser* von der Handelshochschule St. Gallen im Juni 1945: «Es sollte doch eigentlich selbstverständlich sein, dass ein geordnetes Geldwesen vor allem die Stabilität der Kaufkraft des Geldes im Inlande sicherzustellen sucht.» Und im Januar des gleichen Jahres stellte die eidgenössische Vollmachtenkommission fest:

«Das Ziel der staatlichen Preispolitik soll die Stabilität des Preisniveaus sein. Eine Deflationspolitik im Sinne einer Kreditbeschränkung und Verminderung der aktiven Geldmenge darf nicht in Betracht fallen. Vollbeschäftigung geht einer starren Währungspolitik vor.»

Daran möge man denken. Und man möge nicht versuchen, zu behaupten, der Staat könne seine «Ware Geld», für die jedermann Bedarf hat und die der Staat allein und ohne erlaubte Konkurrenz herstellt, nicht ständig so im Verkehr erhalten, dass ihr Wert, ihr Preis oder ihre Kaufkraft — drei Ausdrücke für eine und dieselbe Sache — nicht *festhalten* könne! Das wäre eine Behauptung, die bei näherer Überlegung kein Mensch glauben wird!

Wie

Berg und Wald erziehen

Der Lehrer der Bergschule holt sich seine beste Pädagogik nicht aus den Büchern, sondern aus der Wald- und Wiesenwelt, die um sein Schulhaus ist. Er kommt bald darauf, dass seine Schulpädagogik recht bescheiden ist gegen die grosse, stetige Pädagogik, die Berg, Wald und Bauernhof betreiben. Es leben gesunde und ganze Men-

schen in seiner Gegend, tüchtige Bergbauern, handfeste Waldarbeiter, verwegene Jäger. Er bewundert dieses Ergebnis und gesteht zugleich ein, dass er wenig dazu beigetragen hat; denn was sie im Innersten sind, sind sie nicht durch die von aussen organisierte Tätigkeit der Schule geworden, sondern durch jene Berg-, Wald- und Hoferziehung, die hier wirkt von ewig her. Das sind Tatsachen, die so handgreiflich und selbstverständlich sind, dass man sie gar nicht sieht. Noch niemand hat sie beim richtigen Namen genannt; und doch besteht die ganze Kunst des Landlehrers darin, wie er sein Erziehungsgeschäft in das grosse Gefüge dieser ursprünglichen Pädagogik einfügen kann.

Berg, Wald und Hof erfassen den Menschen um so gewaltiger, je tiefer der Mensch mit ihnen verbunden ist. Die Berge stehen, wirklich und bildlich, *über* den Menschen. Der Wald braucht zwar den Menschen nicht, aber der Mensch braucht den Wald und nützt ihn, aber er wird nie ganz fertig mit ihm. Das ist das Gebiet des Kampfes gleich auf gleich. Der Hof schliesslich ist vom Menschen gestaltete Lebensgemeinschaft. Aber so gewiss nirgends in der sich selbst überlassenen Natur ein Kornfeld vorkommt, eine Wiese, ein Rind, weil sie Glieder einer Lebensgemeinschaft sind, in die der Mensch selbst hineinwirkt, ebenso gewiss ist, dass ohne Feld, Wiese und Vieh kein Bauer möglich ist. «Bauer» ist daher — kurz gesagt — jene Gattung des Menschen, die in dieser Lebensgemeinschaft wirkt. Daher gehen auch von der Lebensgemeinschaft des Bauernhofes die stärksten, bildenden Kräfte aus. Man kann sagen, der Hof züchtet Bauernmenschen. Die Tatsache, dass diese Zucht durch ganz andere Mittel wirkt, als die Schulpädagogik, darf nicht dazu führen, dass man sie deshalb gar nicht sieht. Noch verborgener als der Hof wirken Berg und Wald auf die Menschen. Von diesen Wirkungen soll zunächst die Rede sein.

Der *Berg* füllt hier drei Viertel der Welt aus. Anderswo liegt die Welt eben offen, zur Hälfte das ewig wechselnde Himmelsgewölbe, zur Hälfte die von den Menschen gestaltete Erdscheibe. Hier aber ist es, als habe jemand die Ränder dieser Scheibe steil in die Höhe geschoben, so dass die Menschen, die auf dem Boden dieser tiefen «Schüssel» leben, nur noch ein schmales Himmelsviertel sehen, während die Bergwände sich allseits jäh vor ihnen auf-

richten. Die Welt ist übereinandergebreitet, selbst das Höchste ist noch nahe; denn es verbirgt sich nicht das weiter Entferntere hinter dem Näheren. Es gibt eigentlich keine Ferne, es gibt nur Hohes und Tiefes. Durch diese Anordnung sehen die Menschen viel mehr Erdoberfläche als die Menschen der Ebene. Sie sehen diese Welt in allen ihren Teilen genau. Sie kennen jeden Felszacken, jede Alp, sie wissen genau, wie tagsüber der Bergschatten über die Schrofen wandert, wie die Wände im Sommer sind, wie im Winter. Bis zu ihren äussersten Grenzen — denn es ist nichts Unbegrenztes da, ist diese Welt sichtbar und nahe, sie haben, im wörtlichsten Sinne genommen, eine «Weltanschauung».

Die Berge leben zäher als die Menschen. Es ist im Laufe eines Lebensalters kaum eine Änderung an ihnen zu erkennen. Sie bleiben immer gleich: Tief im Winterschnee völlig das halbe Jahr, dann donnern die Lawinen herab, die Felsen werden frei vom Schnee, das Grün rückt zögernd die Sonnseite aufwärts, steigt auf die Alpen, auf die schmalen Gesimse, bis jäh, im Spätsommer oft schon, wieder der erste Schnee fällt. Aber all das ist nicht mehr als ein Kleid, der Bergleib darunter bleibt immer wie er ist. Man muss sich vorstellen, was es für die Menschen bedeutet, wenn das, was drei Viertel der Welt ausmacht, immer das gleiche bleibt. Es ist das Stetige, das Unbedingt-Feste in ihrer Welt, das sich auch im Wesen der Menschen widerspiegelt; denn die Berge sind «stumme Meister» (Goethe). Das Himmelsviertel hingegen, das die Berge frei lassen, ist immer anders; denn das Wetter ist das Veränderliche. Vom Wetter redet man. Das Wetter spricht; die Berge schweigen.

Die Berge stellen sich den Menschen nicht bloss vor die Augen, sondern auch quer in den Weg. Es gibt nicht viele ebene Stellen in der Gemeinde. Über steile Raine steigt das Land auf zu den Bergen. Der Berg zwingt die Menschen zum Steigen. Der Bauer trägt den Mist in Rückenkörben auf seine Wiesenhänge, von denen er dann im Sommer das Heu herabholt. Er trägt das Korn hinunter in den Graben zur Mühle und steigt mit den Mehlsäcken bergan zum Hof. Mist, Heu, Korn, Mehl, Streu, Holz, alles, was der Bauer braucht, ist getragen, gezogen, geschleppt, ja selbst die Erde, wenn der Bauer bei den steilen Äckern den tiefsten Umbruch

wieder nach oben tragen muss! Schon die Kinder fasst der Berg hart an und zwingt ihren Übermut zur Bedächtigkeit. Er schenkt ihnen dafür aber auch seine fröhlichere Abwärtsseite, im Winter besonders mit dem Schlitten und den Skiern. Durch dieses stete Steigen und Abwärtsgehen kommt in die Bergmenschen schon von klein auf eine bestimmte Haltung, ein eigener Gang. Das spürt man am deutlichsten, wenn die Bergbauern in die Ebene gehen, etwa beim grossen Umgang zu Fronleichnam. Da hat jeder Mensch den Eindruck, dass die Bergbauern sich merkwürdig knieweich bewegen; sie steigen auch im ebenen Gelände mehr als sie gehen. Weniger sichtbar ist, dass mit Gang und Haltung auch Atmung und Blutkreislauf zusammenhängen, ebenso wie die Beweglichkeit, die körperliche wie die geistige. Der Berg bestimmt den gesamten Lebensrhytmus des Bauern.

Die Berge stehen *über* den Menschen. Die Menschen haben mit den Bergen nicht viel zu tun; denn es ist dort nicht viel zu gewinnen. Wer nicht muss, steigt nicht hinauf. Der Fremde staunt, wie wenig Menschen aus der Gegend jemals auf einem dieser Berge oben waren. Man erhält sehr schlechte Auskunft über die Entfernungen, ja nicht einmal die Namen stimmen genau. Die Berge stehen eben schon über der engeren Bauernwelt, sozusagen zwischen Himmel und Erde, zwischen Gott und den Menschen. Weil dort das Menschenwesen eine Grenze hat, bevölkern die Bauern ihre Berge mit anderen «höheren» Wesen. Dort über den Alpen geht das «Kasermändli» um, in den Schrofen haust der «schwarze Jäger», und in den Wänden hockt «die Trud». Was Mensch sein will, muss dem Bauer so nahe sein, dass er es anreden und angreifen kann. Die Berge und was in ihnen steckt, das *sieht* der Bauer nur, das spricht und greift er nicht an. Gerade die Tatsache, dass die Berge über dem Bereich seiner Arme und Beine liegen, jenseits der bäuerlichen Arbeitswelt, das macht das Besondere — das «Geistige» könnte man sagen — in der Wirkung der Berge auf die Menschen aus.

Dem Fremden fällt es auf, dass fast alle Bauernhöfe hier im Tale verkehrt stehen: denn sie recken der schönen Aussicht ihre Stallseite hin; während man vorne bei den Stubenfenstern nur die steilen Wiesen, ein Stück Wald, ein Stück Berg und nur wenig Him-

mel sieht. Die Menschen hier verstehen nicht, was an einer Aussicht «schön» sein soll. Im Gegenteil! Sie werden unsicher in ihrer Haltung, wenn sie über ihre Welt «drüberaus» sehen. Diese Menschen lieben die Enge; denn diese enge Welt ist innerlich gross, festgefügt und geschlossen. Der Bergsteiger hingegen, der aus der keinen, unfertigen und zerstückelten Stadtwelt kommt, sucht den Blick über das Weite. Die enge, begrenzte Bergwelt des Bauern aber, wie sie hier vor den Stubenfenstern steht, ist sozusagen sein Eigentum, und ohne diesen gesicherten Besitz, Heimat im tiefsten Sinne, könnte er nicht sein.

Am deutlichsten erkennt man die Wirkungen der Berge auf die Menschen bei jenen Leuten, die sehr viel mit den Bergen zu tun haben, also bei den Alpleuten, den Hirten und Jägern. Sie sind die «Höchsten» in der Gemeinde und auch die einzigen, die mit den Bergen im Kampf stehen, wenn die Lawinen gehen und die Wildbäche schiessen, wenn die Muren die Alpwiesen überschütten, oder die Bergnebel das Vieh versprengen. In diesen Menschen steckt etwas ganz Eigenes, schwer zu Beschreibendes: überquellender, kecker Mut, verwegene Lebensfreude, aber auch etwas Verschlossenes, sich dem andern Verbergendes, das wohl von der grossen Einsamkeit dort oben kommt. Jäger und Schützen gelten viel, weil sie am stärksten den Berg zu spüren kriegen, wenn sie über Schrofen und Schründe auf Gemsen pirschen. Die jungen Burschen im Dorfe spüren es, dass man eigentlich den Berg braucht, um ganz Mann zu werden.

So gibt der Berg manchem Einzelleben eine besondere Gestalt. Es sei darüber aber nicht übersehen, wie tief die Gesamtwirkungen gehen. Man kann in unserer Gegend wahrhaft sagen: *Die Berge machen die Menschen.*

Der *Wald* bedeckt in breiten, dunklen Flächen die Bergseiten. Von oben herab hat der Berg Lawinengassen und Schutthalden durchgerissen, von unten herauf hat der Mensch breite Flächen aus ihm herausgeschlagen und seine *Höfe* in die Lichtungen gesetzt. Aber weder der Berg noch der Mensch können ihm auf die Dauer die Herrschaft bestreiten. Das Land gehört dem Walde.

Der Wald liegt dem Menschen näher. Er wächst über die Halden herab, er rückt an die Zäune und wirft seine Sämlinge in die Wie-

sen und Felder. Jede Lärche setzt wieder einen Kranz junger Lärchen um sich. Die Fichten stellen dem Bauer Jungbäume bis unters Stubenfenster. Das alles darf der Bauer nicht gelten lassen. Er muss sich wehren, wenn er Bauer bleiben will. Das Roden, Schwenden und Brennen nimmt seit Urahns Zeiten kein Ende. Aus dem Walde hat sich seinerzeit die Bauernwelt herausgelöst, und nur im steten Kampf gegen den Wald besteht sie weiter.

Aber der Bauer wird nie ganz mit dem Walde fertig. Er kann ihn nur zurückdrängen, aber niemals in seinen Dienst zwingen wie Gras, Korn und Vieh; denn der Wald ist zäher als die Wiese, die der Bauer zweimal im Jahre mäht, zäher als das Korn, das im Herbst gesät und im nächsten Sommer geschnitten wird, zäher als das Vieh, das sich der Bauer aufzieht und das er in etlichen Jahren wieder abgibt. Der Wald ist auch zäher als die Menschen, er überlebt sie; denn die Waldbäume wachsen ruhiger als die Menschen, sie stehen länger still und sterben später. Der Wald wächst vom Buben über den Bauer zum Ahn, er wächst über das Geschlecht hinaus. Der Bauer wird allein nicht fertig; er muss die Sache mit dem Wald seinem Sohne und seinem Enkel überlassen. So bindet der Wald die Glieder des Geschlechtes aneinander, indem er sie zu gemeinsamer Arbeit zwingt. Aber der Wald bleibt trotzdem der Stärkere. Der Bauer kann nur mit Mühe und Not eine Art «Frieden», einen Zustand des Gleichgewichtes erreichen, aber er spürt zeitlebens das Unsichere dieser Lage. Weil die Sache mit dem Wald nie restlos zu lösen ist, zwingt der Wald die Menschen, beständig zu wachen und zu arbeiten. Dadurch erhält er die Menschen wachsam, kräftig und tatbereit. Es überträgt sich förmlich die Lebensart des Waldes auf die Menschen. Sie werden, wie der Wald, zäh, langlebig und entschlossen, sich zu wehren bis zum letzten. Wie der Wald ist, so sind seine Bauern.

Der Wald gehört der Gemeinde, dem Lande oder dem Staate. Der Bauer selbst besitzt hier keinen Wald, er hat nur das Nutzungsrecht. Das ist verständlich; denn der Wald überlebt den einzelnen. Er ist daher keine Einzelsache, sondern er gehört der Gesamtheit. Der Wald ist die letzte grosse Allmende aus der Urzeit unseres Volkes. Die Bauernhöfe liegen in diese Allmende eingebettet. Der gleiche dunkle Wald beherbergt sie alle und schützt sie vor Lawi-

nen, Muren und Stürmen. So verbindet der Wald die Menschen zu einer Gemeinde. Wo der Wald ausgeschlagen wird, rücken die Menschen eng zusammen und sind nicht mehr Bauern. Es klingt wie ein Widerspruch und ist doch so wahr: Weil der Wald die Menschen auseinanderhält, bindet er sie um so stärker zusammen. Wo nicht unmittelbar Zaun an Zaun ist, sondern wo ein breites Waldland zwischen den Höfen liegt, ist die beste Nachbarschaft, das kräftigste Bauerntum.

Der Bauer braucht den Wald; denn er lebt noch in jener Holzzeit, die lange schon vor der Stein- und Eisenzeit war. Als Kind in der hölzernen Wiege spielt er mit Holzstücken und Fichtenzapfen, er lernt die hölzerne Stubenwelt kennen — Boden, Wände, Decken, alles ist Holz. Er sitzt am breiten Holztisch. Er lernt schnitzeln und schneiden, sägen und hacken. Er tut die schwere Holzarbeit, lebt sein «hölzernes» Leben zu Ende, bis er selbst einmal auf den Holzladen gelegt wird, in die hölzerne Truhe. Aus Holz ist die Bauernwelt gezimmert. Im Holze fühlt sich der Bauer wohl. Holz ist für ihn der Weltgrundstoff. Er spürt es, dass alles, was er hat — Haus, Werkzeug, Möbel, Zaun — aus dem Holz jenes Waldes geworden ist, der vor seinen Zäunen steht. Ein Doppeltes liegt daher in seiner Stellung zum Walde: ein Füreinander und ein Gegeneinander, ein Wehren und ein Empfangen. Erst beides zusammen macht — wie das Einatmen und Ausatmen — das ganze Leben mit dem Walde aus.

Der Wald lebt, er wächst und stirbt. Eine unbändige Zeugungskraft ruht in ihm, von der merkwürdigen Welt der kleinsten Moose bis zum Vogelleben in seinen Wipfeln. Selbst das tote Holz rührt sich noch, spannt und reisst, zieht und zerrt und ist nicht umzubringen. Auch deshalb, weil er so urlebendig ist, liegt der Wald dem Menschen näher als der Berg, der ewig stillsteht und an sich ohne Leben ist. Aber dieses Leben des Waldes hat etwas seltsam Undurchdringliches. Schon hinter der simplen Tatsache, dass die Bäume höher wachsen als die Menschen, liegt etwas, das den Menschen nicht ganz aufkommen lässt. Er ist dem Walde wirklich und bildlich nicht gewachsen. Während der Berg klar und eindeutig vor den Augen der Menschen liegt, ist der Wald undurchsichtig. Hinter die hintersten Stämme schiebt sich immer noch etwas da-

hinter. Der Mensch sieht kein Ende, er sieht nie ganz durch, er kommt dem Wald nie ganz nahe. Immer stösst er an das gleiche undurchsichtige Dunkel der sich schliessenden Stämme. Und es ist — wieder im Gegensatz zu den Bergen, von denen jeder anders aussieht und sozusagen eine Persönlichkeit für sich ist — immer und überall das gleiche Bild, das gleiche Dunkel, das vor dem Menschen zurückflieht. So hat auch der Wald, freilich in einem anderen Sinne als der Berg, sein Jenseitiges. Aus diesem Waldwesen ist unser Märchen geboren. Während aber jeder Berg deshalb seine eigenen Sagen und Gestalten hat, weil jeder Berg verschieden und einmalig ist, hat der Wald allein sein Märchen, das überall und immer gleich ist. Vieles von diesem Waldwesen ist eingegangen in das Wesen unserer Bergbauern. ***

LIBERALISIERUNG

der europäischen Wirtschaft und die Revision des schweizerischen Zolltarifs

Die Wechselkursschwankungen vom vergangenen September haben die Wettbewerbsfähigkeit unserer Wirtschaft auf verschiedenen Gebieten in hohem Masse erschwert. Nicht alle ihre Teile leiden unter den Folgen des Festhaltens unseres Landes an seinem bisherigen Kurs gleich schwer. Gewisse Kreise in der Führung der schweizerischen Landwirtschaft glauben die aus dieser Lage für den Bauernstand sich abzeichnenden Gefahren durch die Erweiterung des Schutzes an der Grenze dämmen zu können.

Diesem Ziele dient die Forderung nach Revision des Zolltarifs. Damit stösst die Landwirtschaft nicht nur auf die erbitterte Gegenwehr ganz besonders der Exportwirtschaft. Sie gerät auch in Gegen-